

Ich werde gemalt.

Erinnerungen aus meinem Leben -- Von Rudolf Presber.

Wessen Leben sich schon durch seinen Beruf eine Weile in einer breiteren Öffentlichkeit abspielt, der wird, ob er nun schön oder häßlich, ob sein Kopf charakteristisch ist oder nicht, dem Pinsel der Maler laun entgegen. Von den Photographen rede ich nicht. Schopenhauer hat einmal die Kunst die „unverfälschteste“ von allen Künsten genannt — seit Erfindung der Photographie ist sie's nicht mehr.

So ist mir's auch geschehen, daß ich im ganzen zehnmal porträtiert wurde. Und zwar sechsmal in Del gemalt und viermal von Bildhauern nachgebildet. Und es wären mehr Porträts, Büsten und Reliefs geworden, wenn ich nicht eine sich von Fall zu Fall steigende Angst gehabt hätte vor vielen Treppen, nicht im Betrieb befindlichen Fahrstühlen, kalten Atelier-Defen, die bloß stinken, und Künstlern, die mitten in der Arbeit ans Telefon gerufen werden.

Hier will ich nur von den Bildern reden. Mit jedem habe ich ein alliges Erlebnis gehabt, so daß ich keine davon ansehen kann, ohne daß ich, so ernt es gedacht ist, ein bißchen lächeln muß in der Erinnerung. Das heißt: alle kann ich gar nicht mehr sehen. Und auch das hängt mit wunderlichen Dingen zusammen.

Mein erstes Porträt hat ein ganz junger Künstler gemalt, der, als ich Student war, allwöchentlich einmal bei meiner Mutter zu Mittag aß. Er kam aus ganz kleinen Verhältnissen in einem heftigen Dörfchen, wo sein Vater Schneider war. Ein Fabrikant hatte ihn entdeckt. Ein im Grunde gutmütiger und kunstbegeisterter Mann, aber in seinen Lebensansichtungen ein bißchen ein Narr, dessen Kunst-Begeisterung z. B. so weit ging, daß er bei Besuchen, wenn er allein im Zimmer blieb, die Photographien hübscher Verwandter aus dem Rahmen entfernte und eine von den Reproduktionen nach Murillo oder Titian, die er stets bei sich trug, in den leeren Rahmen setzte. Er hatte den glänzend begabten, übrigens auch — bei aller Ungenügsamkeit und Geniertheit — als Gesellschaftler höchst amüsanten Jungen in bekannten Familien eingeführt. Der sehr frühe Kult aber, der — am heftigsten von diesem Wagen — mit ihm gerieben wurde, und der Zusammenstoß des aus bäuerlichen Verhältnissen kommenden Kunst-Künstlers mit dem wirklichen Leben der Großstadt haben diesen reich begabten Menschen früh in einen durch keinerlei äußere Umstände zu erklärenden Selbstmord getrieben. Wie er vorher kühl angefaßt, erstickte er sich eines Tages, nachdem er seinen geliebten Jagdhund einen Tag zuvor im Atelier erschossen hatte, vor der Stoffleiste zwischen schon verkauften und bestellten Bildern...

Dieser junge Künstler, der mit großem Fleiß, an Menzel gebildet, entzückende Kunstwerke schuf, die alle in Frankfurt rasch Abzug fanden, hat nun in seiner Lehrtätigkeit, da er am „Städtischen Institut“ als Schüler Eugen Rimsch's, des Vaters des Bildhauers, und Professors Haselhorst's sich an Modellen übte, eine Reihe seiner frankfurter Bekannten gezeichnet und gemalt. Darunter auch mich, der ich damals meine ersten Heidelberger Schmissse vernarben ließ. Und als er eine Wappe solcher Bildnisse zusammen hatte, fuhr er — von angesehenen Frankfurtern gut empfohlen — nach München zu dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Franz von Lenbach, um dem hochverehrten Meister „seiner Kränze“ zur Beurteilung vorzulegen. Als er zurückkam, zeigte er stolz und dankbar, wie der Meister, der Gefallen an ihm gefunden hatte, mit Kohle, Pinsel oder Stift, wie es das Bild gerade verlangte, in die Gesichter seiner frankfurter Modelle mit Strichen und Schatten hineingeführt war. Auch in meinen Kopf. Und dabei erwies sich's, daß der große Franz von Lenbach, der keinen der Dargestellten kannte, mit diesen Strichen und kleinen Korrekturen, wie wir verblüfft feststellten, nichts zerstört, vielmehr die Ähnlichkeit gehoben oder sogar wie das Charakteristische der betreffenden Persönlichkeiten unterstrichen hatte. Ich aber besah nun plötzlich ein erstes Porträt von mir, an dem Franz von Lenbach mitgearbeitet hatte. Bei einem meiner Umgänge, bei dem mir auch von Rennerhand drei Bücher aus dem Goethe-Haus mit dem Erlebnis des alten Herrn gestohlen wurden, ist das gerollte Bild abhanden gekommen. Nur die Bleistift-Striche besitze ich noch. An der hat aber Lenbach leider keinen Strich getan.

Das zweite Bild hat dann — als ich, kaum nach Berlin übergesiedelt, meine ersten Bücher schrieb — ein süddeutscher Professor sehr brav und anständig gemalt. Es war das in den Jahren, da der Doffmeister Gaby das „Es ist erreicht“-Ideal des Schnurrbaris sehr populär gemacht hatte. Und ich war damals einer der „Erreichtesten“.

Leider mußten diese Sitzungen anfangs des Winters alle in früher Stunde stattfinden und zu einer Zeit, da ich — jung und lebenslustig und als Süddeutscher merkwürdig rasch und freundlich in die Berliner Gesellschaft aufgenommen — sehr

viele sich lang andehnde Gesellschaften mitmachte, stets spät ins Bett kam und früh, um gemalt zu werden, aufstehen mußte. So ist dieses lebensgroße Bild zwar sehr ähnlich geworden, aber es stellt eigentlich die Vereisigung eines heftigen Dauerlaters dar, der dann später doch nicht mehr der übliche Zustand geblieben ist. Und da die Porträts längst gewechselt hat und von dem einst „Erreichten“ im Leben nichts mehr zu sehen ist, so glauben wir nicht alle Leute mehr, daß ich das einmal gewesen bin. Ohne sich darüber auszusprechen, ob meine Körperlichkeit ihnen jetzt oder damals besser gefiel.

Das dritte Porträt stammt von einem Professor B., der im Zusammenhang mit einem bekannten Kaiserbild in Paris viel genannt wurde und als sehr angesehener Porträtist galt. Er hatte den Ehrgeiz, wie er sagte, eine Anzahl bekannter Köpfe der Gegenwart zu malen und zusammen bei Schulte auszustellen. Ich hatte nur für ein paar Sitzungen Zeit, und er malte mich für meinen Geschmack ein bißchen zu veranlagt lächelnd, über eine Stuhllehne gebeugt, mit einer grünen Weste, die ich damals gern trug, und die er als Farbenfleck schätzte. In seinem Atelier bei den Sitzungen sah ich nur gute Bilder aus seiner Pariser Zeit. Wen er sonst noch zu den „bekanntem Köpfen“ rechnete und malen wollte, wußte ich nicht. — Nun muß ich etwas einschalten. Im allgemeinen habe ich mit meiner engeren Kollegenchaft immer ganz gut, zum Teil freundschaftlich gestanden. Was vielleicht daher kam, daß ich nach meinem ersten Roman-Erfolg die Buchkritik und nach meinem ersten Bühnenerfolg mit der „Seligen Exzellenz“ die Theaterkritik niederlegte. Weil ich es nicht anständig fand, im Konkurrenzkampf auf Buch- und Bühnen-Markt die Macht auszuüben, gelegentlich, Mittredenden auf die Finger schlagen zu können. Rücksichtlos! Nur mit einem Kollegen stand ich sehr schlecht, ohne ihn persönlich zu kennen. Er selbst hatte mal — für meine Begriffe in ungehörigem Ton — über meine leichte Art der Kritik, der seine ewige Balladen-Einstellung widersprach, geschrieben. Und ich hatte ihn — eine Jugendsünde, die ich nur einmal beging — in einer Romanfigur dafür ein bißchen verulkelt...

Mein Porträt war fertig. Der Professor bat, es mit den andern ausstellen zu dürfen. Die Schau fand „bei Schulte“ unter den Linden statt, in dem damals angesehensten Salon Berlins. Zur Eröffnung der Ausstellung konnte ich nicht kommen. Ein paar Tage später ging ich hin und fand — an der Hauptwand über der kleinen Tür in ein Nebenflüßchen — mich selbst in der grünen Weste, lässig über die Stuhllehne gebeugt, etwas gönnerhaft herunterlächelnd auf — — Ja, jetzt kommt der Witz. Von mir liebevoll belächelt und mit einem, man kann schon sagen: nicht minder herzlichen Blick zu mir aufschauend, sah da in seiner ziemlich unpoetischen feisten Körperlichkeit „Er“. Er, der Einzige, dem ich bewußt seit Jahren in der Kollegenchaft anwid. Wie er, glaube ich, auch mir. Und so haben wir beide uns vier Wochen lang bei Schulte zum Vergnügen der Wissenden von oben nach unten und von unten nach oben angegrinst.

Und wenn ich heute das Bild betrachte, muß ich immer an den Salon Schulte denken und an das Schafepare-Wort, das meinem übrigens Augen und belesenen Gegner sicherlich genau so gegenwärtig war wie mir: „Die Rot bringt einen zu seltsamen Schlagschüssen.“

An das vierte Bild aber denke ich nie ohne besonderen Spas. Sein Schöpfer, ein ungarischer Professor — klein, lebhaft, beweglich und erfüllt vom Wert seines Stimmens, das auch wirklich nicht klein war —, hatte mich eines Tages mit guten Einführungen besucht. Er hatte schon eine Reihe bekannter Leute gemalt, und er hatte den Wunsch...

Schon. Wir malten. Er drehte mir ein bißchen viel an dem wackligen Postament herum, auf dem ich saß — aber schließlich gefiel ihm Pose, Stimmung, Gesichtsausdruck. Mitten in die Sitzungen fiel ein „Atelierfest“ bei ihm. Auf dem traf ich eine ganze Reihe bekannter und berühmter Menschen, von denen die meisten nicht so recht zu wissen schienen, wie sie eigentlich dahin gekommen waren. Aber es ging ganz lustig und animiert zu mit Reden, kaltem Büfett und Musik. Still in der Ecke stand, dessen erinnere ich mich noch, Otto Reuter, ein Selbglas in der Hand, und schmunzelte... Als mein Bild fertig war — es gefiel mir, das Urteil der Familie war geübt —, bat der Professor, den Rahmen selbst ausführen zu dürfen. Es geschah. Der gewählte Rahmen war pompös und sehr teuer. Kurze Zeit, nachdem ich ihn bezahlt hatte — unter Salon, damals im Grunewald, war gerade für das imponierende Bildnis ganz umarrangiert —, bat mich der Professor telefonisch, ihm das Bild, in dem er eine seiner gelungsten Werke sähe, für ein paar Ausstellungen zu leihen. Budapest, Wien, Lemberg, den! ich, waren dabei. Selbstver-

händlich gab ich's. Mein umarrangierter Salon hatte nun eine große lahle Stelle an der Mittelwand und wartete... Da kam der Krieg — —

Ich habe nie wieder etwas von dem Bilde, von dem Professor, von meinem Rahmen oder von sonst was gehört. War ich — gemalt — schon in Lemberg und hatten mir die Russen als „deutsches Schwein“ die Augen aus dem Gesicht gestochen wie anderen Bildern? — Ist der Professor — er war noch in gutem Mannesalter — den Degen in der Faust in Galizien gefallen? Haben die Oesterreicher mit meinem teuren Rahmen geizt, als sie das umkämpfte Lemberg wieder in die Hand bekamen? Ich habe keine Ahnung.

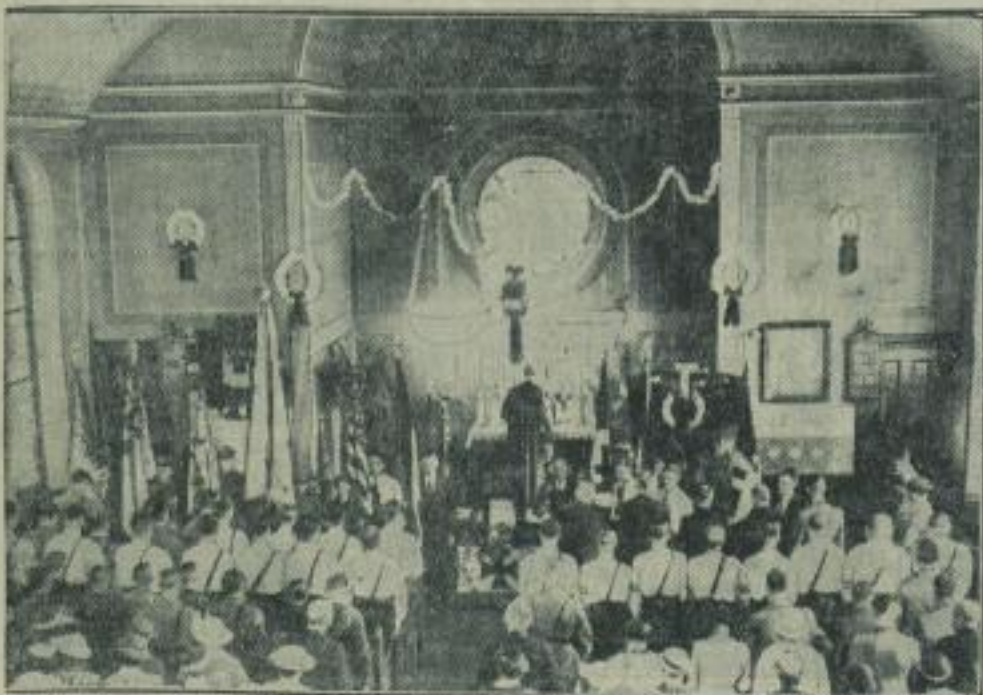
Das fünfte Porträt hat eine Dame gemacht. Sie konnte etwas, aber sie hatte „Stimmungen“. Und abgesehen von dem Stimmungen war sie ewig erlärter — „verblübt“ jagte sie als Oesterreicherin — und mußte aussetzen. Dazwischen reiste sie in Vermögensangelegenheiten nach Triest, in Gesundheitsangelegenheiten nach Kacienbad, in Familienangelegenheiten nach Wien; und wenn sie nach Monaten wiederkam, malte sie wieder flugs ein paar Stunden an mir herum. Und wunderte sich, wie rasch ich mich veränderte... Das Porträt ist nie fertig geworden. Es steht, eingeschlagen, auf dem Boden meines Hauses. Als ich da neulich — für den Luftschutz — „enttrümpelte“, sah ich's mir wieder an. Ich konnte mich der einzelnen Veränderungen in ihren zeitlichen Abständen noch gut erinnern. Der Mund stammt aus dem Jahre achtundzwanzig. Die Nase aus dem Herbst neunundzwanzig. Die Stirn und der Hals aus dem Frühjahr einunddreißig. Darauf deutet auch die etwas seltsame Kopfhaltung, ich hatte damals einen Fernruf über den Stragen. Und das Haar, das muß aus den Anfängen des Jahres siebenundzwanzig stammen, denn ich trage den dünner und fibriger gemordenen Kopfschmuck längst nicht mehr so kühn und aufricht, sondern brav links geschleift und mit Cardellen nach rechts verzert.

So aber hat mich der letzte Verstoß meiner Körperlichkeit in Del gemalt. Ein Weisterschüler Arthur Kamps und meines Freundes Raphael Schuler-Woldan, die mir ihn beide herzlich empfohlen hatten, wick mit Unrecht. Er kann was, kann viel sogar. Nur — keine Hände. An meinem Kopf, der sehr ähnlich wurde, hat er zwei bis drei Sitzungen gemalt, an Körper und Hintergrund kaum länger. In meiner rechten Hand aber, die ein Buch hält, mit Unzerbrechungen ein paar Wochen. Immer hat er sie wieder weggewischt und neu gemalt. Bald waren die Finger zu lang, wie die eines Meterrassen; bald waren sie fälschlicherweise so fleischig, als ob sie aus dem Barfische kämen. Dann wieder zeigten sie netzliche Grübchen, die ich gar nicht habe, und schienen am anderen Tag wieder einer Wasserleiche zu gehören... Kopf, Haltung, Ausdruck — alles gut und ähnlich. Und so hängt's auch im Echinumer an der Wand meiner noch ähnlicheren und gottlob viel hübscheren Frau gegenüber. Kürzlich besuchte mich der Maler, sah das Bild hängen und sagte nach einer Weile: „Wenn Sie erlauben, Herr Doktor, komme ich nächstes Mal an einem Vormittag und verbessere die Hand ein bißchen. Da stimmt was nicht.“

Und darin hatte er recht. Aber ich sage nicht mehr für die Hand. Mögen die Leute, wenn ich tot und weg bin, glauben, ich hätte an der rechten Hand sechs Finger gehabt und ein Fühnerauge am Daumen.

Wenn der Fisch Kupfer frisst...

Mehr und mehr gewinnen in neuer Zeit die Metalle an Beliebtheit als Feinde der Schädlinge kleiner und kleinster Gestalt. Man weiß, daß durch Silber manche Bakterien getötet werden. In der gleichen Richtung liegt auch die Tätigkeit, die man dem Kupfer im Kampfe gegen die Algen zugewiesen hat. Diese winzigen Pflanzen sind nämlich besonders im Abwasser höchst ungemütlich und werden hier durch das genannte Metall beseitigt. Wenn das Wasserwerk zu diesem Zweck Kupfersalze verwendet, so entsteht allerdings die Gefahr, daß durch den Vorflut das Metall in den Fluß gelangt, in dem sich die wohlschmeckenden Fische tummeln. Und es hat sich gezeigt, daß den Wasserbewohnern diese Kost nicht bekommt. Schon fünf Milligramm Kupfervitriol im Liter töten dem Weißfisch innerhalb zweimal 24 Stunden, wie kürzlich Professor Dr. A. Gjeskus-Berlin in einem Vortrage berichtete. Noch empfindlicher sind die Forellen. Die untere Grenze der Schädlichkeit wird erst bei dem zehnten Teile eines Milligramms in einem Liter erreicht. Rancherlei ist an diesem Vorgang allerdings noch anzufassen. Bei diesen Untersuchungen konnte übrigens die interessante Feststellung gemacht werden, daß die untergeordneten grünen Wasserpflanzen das in Lösung befindliche Kupfer aufspeichern. Diese Beobachtung hat man dazu verwandt, daraus ein Verfahren zum Nachweis kupferhaltiger Abwässer im Vorflut zu gewinnen. Man trocknet die Pflanzen, verwandelt sie in Asche und bestimmt daraus den Gehalt an Kupfer. Die Methode ist recht zuverlässig. So hat der genannte Gelehrte zweieinhalb Monate nach einem Forellensterben die Abwässer einer Verstoffungs-fabrik untersucht und dabei noch Kupfer gefunden, das die Pflanzen aufgespeichert hatten.



Vindenburg-Gedächtnis-Gottesdienst in Neuporf.

Im Gedenken an den verewigten Reichspräsidenten v. Vindenburg versammelten sich an dem Todestag Neuporf Deutsche zu einem Gedächtnisgottesdienst in der evangelischen Kirche.

(Echel Bilderdienst — M.)



Die Zulausstellung geht in vollem Umfang weiter. Entsprechend den Anordnungen ist in kürzester Zeit auf dem Berliner Messgelände eine Rothalle errichtet worden, in der die Firmen, die in her ausgebranntem Halle 4 ihren Stand halten, für die Dauer der Zulausstellung ihre Erzeugnisse dem Publikum vorführen können. (Echel Bilderdienst — M.)